

FRANK GOOSEN
SWEET DREAMS

Rücksturz in die Achtziger

Kiepenheuer & Witsch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Kiepenheuer & Witsch* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

© 2021, by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln
Covermotiv: nach © noni23 / shutterstock.com

Gesetzt aus der Scala

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-00162-4

INHALT

TEIL 1:

DER PAPST AUF PROSPER-HANIEL	7
MEINE ACHTZIGER	9

TEIL 2:

DON'T YOU WANT ME	19
VIELLEICHT BIN ICH VERWUNDERT	21
FÜR EINE SOLOVIOLINE EINE ECHT SÄUISCHE STELLE	35
SHAKE HANDS	48
EINE BRÜCKE ÜBER UNRUHIGES WASSER (ALT. TAKE)	57
UNHEIMLICH SCHÖN	62
WAS KANN SCHÖNER SEIN?	67
MIXTAPE	85

TEIL 3:

DAS JAHR, IN DEM WIR NEUNZEHN WURDEN	97
JANUAR: INVERSIONSWETTERLAGE	99
FEBRUAR: MOONBOOTS	101
MÄRZ: UMME ECKE	108
APRIL: AXEL	112

MAI: VOLLMOND	116
JUNI: VIERUNDFÜNFZIG STEINE	128
JULI: DIE ULLI	133
AUGUST: GAMECHANGER	138
SEPTEMBER: GELD FÜR NIX	141
OKTOBER: JEMAND ZU HAUSE?	148
NOVEMBER: KLINIKUM	158
DEZEMBER: DER ERSTE GUTE VORSATZ	168

TEIL 4:

ZIMMER MIT AUSSICHT	171
WOHNEN MIT EGON	173
DER GERUCH DER ACHTZIGER	177
WOHNEN DA EIGENTLICH VÖGEL DRIN?	186
STÜCK NOCH GERADEAUS!	195
MEIN MAUERFALL	201

TEIL 5:

JUMP, SHOUT, RELAX	207
SCHLOSS AUS SAND	209
WARTEN AUF SPRINGSTEEN	225
KOMMST DU MIT?	231

»Wieso denn!«, rief Fränge. »Wenn er wirklich glaubt, dass der Russe kommt ...«

In diesem Moment kam Försters Bahn. Er stieg ein und suchte sich einen Platz ganz hinten. Er winkte Fränge und Brocki noch zu, aber die hatten sich schon umgedreht und sich auf den Heimweg gemacht, Brocki mit gesenktem Kopf und Fränge mit einer Hand auf dessen Schulter. Was kann schöner sein, dachte Förster.

MIXTAPE

Wir sind ja nicht nur die *Generation Golf*, die *Generation Nur3Programme*, die *Generation Walkman*, die *Generation Dallas*, *Denver*, *Magnum*, wir sind vor allem die *Generation Mixtape*. Mixtapes lieferten den Soundtrack zu unserem Alltag. Es gab Mixtapes für Partys oder für den Bus auf der Klassenfahrt; für den Ausflug runter an die Ruhr und für die endlosen Fahrten in den Urlaub, um das Gelaber der Eltern auszublenden. Die Königsdisziplin aber war das Mixtape als Liebeserklärung. Wir haben Kassetten mit Musik aufgenommen, wo frühere Generationen noch Briefe mit dem Blut ihrer liebenden oder gebrochenen Herzen schreiben mussten.

Da ich schon ziemlich früh eine recht große Plattensammlung hatte, war ich ein guter Ansprechpartner für Leute, die auf der ewigen Jagd nach dem perfekten Tape waren. Welche Songs hatte man in welche Reihenfolge zu

bringen, damit die Adressatin dieses musikalischen Liebesbriefes die Tiefe der suchenden, liebenden Seele, die für das Band verantwortlich war, erkannte und sich unrettbar in diese Seele verliebte, und zwar für den Rest ihres Lebens, welches von Stund an voll Freude und Sonne sein würde?

Ich dachte immer, ich hätte das drauf. Ich glaubte damals, ich hätte ein paar Mixtapes aufgenommen, die man eigentlich in Raumsonden stecken musste, um fremden Zivilisationen einen Eindruck von der Brillanz des menschlichen Geistes zu verschaffen. Dann aber kam Pommes eines Samstagnachmittags im Herbst 1984 in die Mansarde, die ich mittlerweile in dem Haus bewohnte, in dem sich auch die Wohnung meiner Eltern befand. Der Regen fiel träge, aber stetig auf das Oberlicht der Dachschräge in der winzigen Küche. Ich hatte gerade einen Wildkirschtee aufgesetzt und versuchte, eine Geschichte zu schreiben, die dem Wettrüsten und der Atomenergie den Kampf ansagte, gleichzeitig aber Kerstin, in die ich gerade verschossen war, klarmachte, was sie verpasste, wenn sie mich verschmähete. Herrje, ich hatte ihr ein Hammer-Mixtape geschenkt, auf dem nach *Enola Gay* von OMD erst *Hiroshima* von Wishful Thinking und dann *Eve of Destruction* von Barry McGuire kam, weil doch *Enola Gay* der Name des B29-Bombers gewesen war, der die Atombombe auf Hiroshima abgeworfen hatte, und herrje, es gab ja wohl kaum einen Song, der die Tatsache, dass wir alle kurz vor dem Untergang standen, so sehr auf den Punkt brachte wie die Protesthymne von Barry McGuire.

Durchaus kritisch darf man Jahrzehnte später anmerken, dass es vielleicht etwas unpassend war, romantische Annä-

herungsversuche zu unternehmen, während gleichzeitig Songs über Atombombenabwürfe und das Ende der Welt liefen. Aber so war das in den frühen Achtzigern, der Weltuntergang war immer und überall. Klammerblues zu *Hiroshima!*

Erst neulich hatte ich Kerstin ein, wie ich fand, wunderbares Kompliment gemacht. Ich hatte ihr gesagt, sie sehe fast so gut aus wie Susanna Hoffs von den Bangles.

»Wieso nur fast?«, hatte sie gesagt, und ich hatte gedacht: »Boah, ist die eingebildet.« Es war alles so schwierig.

Plötzlich klingelte es, und dann kam Pommes die Treppe rauf, völlig durchnässt, weil er ohne Schirm oder Regenjacke zu Hause losgegangen war. Er hatte eine gelb-rote Plastiktüte von *Elpi*, einem unserer zwei bevorzugten Plattenläden, unter dem Arm und fragte, ob ich ihm einen Gefallen tun könne.

»Zieh erst mal deine Jacke aus, du holst dir ja den Tod!«

»Okay, Papa!«, gab er frech zurück, gehorchte aber grinsend.

Auf dem gekachelten Tisch in der Mitte meines beengten Refugiums stand das Stövchen mit der Kanne, daneben die Tassen ohne Henkel, alles aus braunem Ton, als hätte ich das Service im Werkunterricht selbst getöpft, dabei hatte ich es in dem Teeladen oben an der Huestraße gekauft. Während Pommes sich aus seiner durchnässten beigen Jacke schälte, trug ich die Teekanne in die Küche und hob den ehemals weißen, mittlerweile tiefbraunen, fast schwarzen Strumpf mit den Wildkirschblättern heraus und deponierte ihn in dem Spülbecken gegenüber vom Herd. Herrgott, das sah ekelhaft aus, aber es hieß, durch so einen

Strumpf geseiht schmecke der Tee am besten. Man durfte ja auch die Kanne auf gar keinen Fall spülen, wegen der Patina! Selbst wenn das Innere der Kanne aussah, als würden die Flecken bald anfangen, miteinander zu sprechen, war das Säubern des auf archaisch getrimmten Tonbehältnisses eine Todsünde, so wie alle Autos außer Ente und Käfer oder CDU wählen.

Ich ging zurück nach nebenan, wo Pommes sich auf mein Schlafsofa gesetzt hatte und jetzt weißen Kandis aus der zum Service passenden Dose in eine der Tassen löffelte. Dann gestand er mir, dass er im *Eistreff* ein Mädchen von einer anderen Schule kennengelernt habe, eine gewisse Frauke, die aussehe wie eine Mischung aus Agnetha und Kim Wilde. Damit konnte ich nicht viel anfangen, denn ich fand, Kim Wilde sah sowieso aus wie Agnetha, nachdem sie ihre Finger in eine Steckdose gesteckt hatte. Außerdem meinte Pommes, diese Frauke habe ganz traurige Augen. Eine Agnetha Wilde mit traurigen Augen? Ja, das klang nach einer Frau, die Pommes gefiel.

»Aber du weißt ja«, sagte er, »dass ich mit Worten nicht so gut bin, und da hatte ich die Idee, es mit einer Kassette zu versuchen. Die Frauke hat nämlich gesagt, sie steht total auf Mixtapes. Sie würde immer noch das hören, das ihr Exfreund ihr vor zwei Jahren aufgenommen hat.«

Sie hörte noch immer das Tape von ihrem Ex? Das klang nicht ermutigend, fand ich.

»Ich dachte«, fuhr Pommes fort, »ich mache ein Mixtape, dessen Titel hintereinander gelesen so etwas wie ein Gedicht ergeben, eine Botschaft. Verstehst du, was ich meine?«

»So ungefähr.«

»Die Songs habe ich schon ausgesucht und auch die Reihenfolge festgelegt. Ich wollte fragen, welche Nummern du davon vorrätig hast und ob du das Tape mit mir zusammen aufnimmst.«

Er fummelte einen Zettel aus der Tasche seiner Cordhose und reichte ihn mir. Ich überflog das Ding und zog schon bald die Augenbrauen hoch.

»Hut ab, das ist nicht schlecht.«

Ich ging die Liste durch und stellte fest, dass ich einige Nummern tatsächlich im Schrank hatte, weil ich mir zum letzten Geburtstag ein paar Sampler hatte schenken lassen. Um den Überblick über den Mainstream zu behalten, wie ich behauptete. Ich hätte die Frage, ob ich beispielsweise Spandau Ballet freiwillig hörte, immer vehement verneint.

Es gab ein paar Überschneidungen mit den Platten, die Pommès mitgebracht hatte, aber im Prinzip ergänzten wir uns gut. Auf der Liste standen so typische Sachen, die Pommès mochte, Lionel Richie etwa oder Joe Cocker, Laura Branigan, Lobo, Foreigner, Boston, außerdem Pink Floyd, Bruce Springsteen oder America.

»Damit kriegst du aber nur eine Seite voll, wenn wir eine Neunziger nehmen«, sagte ich.

»Lieber eine perfekte Seite als zu viel Füllmaterial«, sagte Pommès.

Stimmt, dachte ich. Aus *The River* hätte Springsteen auch nicht unbedingt ein Doppelalbum machen müssen.

»Und bist du dir auch sicher, was die letzte Nummer angeht?«, fragte ich. »Die von Daliah Lavi?«

»Ich möchte einfach ganz sicher sein, dass sie weiß, was ich meine.«

Ich schaltete meine Schneider Kompaktanlage ein, Pommes wickelte eine nagelneue TDK C90 aus dem Zellophan, und wir legten los. Es dauerte natürlich länger als die fünf- undvierzig Minuten, die die A-Seite des Tapes lang war, weil Pommes es sich nicht nehmen ließ, jede Platte langsam und vorsichtig aus der Hülle zu nehmen und dann sorgfältig mit meinem Anti-Statik-Tuch zu reinigen, schließlich sollte der Sound perfekt sein. Wir tranken den Tee, und als es dunkel wurde, gingen wir zu diesem Rotwein in der Korbflasche über, der komischerweise im Supermarkt immer ganz unten im Regal stand. Als wir fertig waren, schrieb Pommes mit einem dünnen, wasserfesten Filzstift die Titel auf die linierte Pappe in der Plastikhülle. Schließlich reichte er mir das vollendete Werk, damit ich es auf seine Wirkung hin überprüfen konnte. Und tatsächlich, da Pommes die Interpreten weggelassen und nur die Titel der Songs aufgeschrieben hatte, ergab die erste Seite so etwas wie ein Gedicht, mit einer unmissverständlichen Frage am Ende:

Hello

You are so beautiful

Baby, I love your Way

I'm on Fire

I need you

(I've been) Waiting for a Girl like you

I'd love you to want me

(It's) More than a Feeling

Wish you were here

How am I supposed to live without you?

Willst du mit mir gehen?

»Und du bist immer noch sicher, was die letzte Nummer angeht?«

»Absolut. Morgen sehe ich sie wieder im *Eistreff*, da gebe ich ihr das Tape. In Geschenkpapier natürlich. Sie soll es erst auswickeln, wenn sie zu Hause alleine ist.«

Am Montag traf ich Pommes in der Schule und fragte ihn, wie es gelaufen sei.

»Super«, sagte er. »Ich glaube, sie hat sich wirklich gefreut.«

Da Frauke eine andere Schule besuchte, das Bert-Brecht-Gymnasium nämlich, Pommes sie also die ganze Woche nicht sehen konnte und er auch nicht ihre Telefonnummer hatte, waren die nächsten sechs Tage der reinste Horror für ihn. Er konnte sich im Unterricht nicht konzentrieren und wurde von so ziemlich jeder Lehrkraft gefragt, was es jenseits des Fensters, durch das er so beharrlich starrte, denn zu sehen gebe. Beim Fußball war er nie eine Granate gewesen, aber jetzt stellte er sich noch dümmmer an. Wenn Mücke ihn anschnauzte, was er da für einen Scheiß zusammenspiele, lächelte er nur wie ein bekiffter Krishna-Jünger.

Wir hatten abgemacht, dass er am nächsten Sonntag, nachdem er Frauke wieder im *Eistreff* getroffen hätte, zu mir kommen würde, um zu berichten. Ich selber war nicht der Typ fürs *Eistreff*. Beim Schlittschuhlaufen legte ich mich zuverlässig nach spätestens fünf Sekunden aufs Maul und machte mich dann bei den Versuchen, wieder aufzustehen, endgültig lächerlich.

Am Sonntag schien nicht gerade die Sonne, aber es regnete wenigstens auch nicht. Ich hatte wieder Tee gekocht, hielt aber zugleich zwei Korbflaschen Rotwein bereit, falls Pommes meinte, seinen Kummer ertränken zu müssen.

Er kam früher als gedacht, trotzdem war es aber schon novembertypisch dunkel.

»Und?«, fragte ich. »Wie ist es gelaufen?«

Pommes drückte sich an mir vorbei und ließ sich auf mein Schlafsofa fallen.

»Ich weiß nicht so recht.«

»Was hat sie denn gesagt?«

Pommes seufzte. »Gesagt hat sie nicht so viel. Sie hatte ein paar Freundinnen dabei. Aber sie hat mir die Kasette zurückgegeben.«

»Das ist nicht gut, oder?«, vermutete ich.

»Sie hat gesagt, sie hat mir auf die zweite Seite einen Mix aufgenommen.«

»Das klingt schon besser! Und was ist drauf?«

»Keine Ahnung. Ich habe noch nicht nachgesehen.« Er setzte sich auf und griff in seine Jackentasche. »Sie hat die Kasette wieder in dasselbe Papier gewickelt. Das nenne ich sparsam!«

Er packte das Band aus, schloss die Augen und schob es mir rüber.

»Guck du zuerst«, sagte er.

Ich nahm die Kasette und studierte die Titel. Diese Frauke hatte eine kleine, aber sehr ausgeprägte, etwas eckige Handschrift. Und sie schien eine hervorragende Plattensammlung zu haben. Da war Bob Dylan dabei, 10cc, Marilyn Monroe, Dionne Warwick, Rainbow, Pat Benatar,

Nazareth, die J.Geils Band, Joy Division, Fleetwood Mac und die Beatles.

»Und, was meinst du?«, fragte Pommes mit leicht zitternder Stimme.

»Na ja«, sagte ich, um Zeit zu gewinnen. Ich fragte mich, wie ich die Kassette verschwinden lassen konnte, ohne dass Pommes es mitbekam. »Willst du nicht erst mal ein Glas Wein?«

Vielleicht konnte ich ihn so betrunken machen, dass er sich hinterher an nichts mehr erinnerte.

»Nee, später vielleicht. Also was jetzt?«

»Zunächst mal: Diese Frauke hat wirklich Ahnung von Musik. Und sie hat die Songs in eine astreine Reihenfolge gebracht. Das zeigt, dass sie deine Idee sehr inspirierend fand. Auch ihre Seite liest sich wie ein Gedicht.«

»Lies es mir vor!«, sagte Pommes.

»Ist das dein Ernst?«

»Ja, bitte. Du bist mein Freund. Es ist leichter für mich, wenn es von dir kommt.«

»Okay«, sagte ich und räusperte mich. Dann las ich vor:

*It ain't me, Babe
I'm not in Love
I'm through with Love
I will never fall in Love again
Love's no Friend
Love is a Battlefield
Love hurts
Love stinks
Love will tear us apart*

Go your own Way
Run for Life

Als ich fertig war, nickte Pommes, griff nach der Korbflasche auf dem Tisch, zog den Korken heraus, den ich vorher schon gelockert hatte, setzte die Flasche an und dann sehr lange nicht mehr ab.

»Wow«, sagte er dann. »Das ist deutlich.«

»Aber sie hat sich unheimlich viel Mühe gemacht«, gab ich zu bedenken. »Die Zusammenstellung ist wirklich super. Und eigentlich ist das Tape doch ein einziger Schrei nach Hilfe. Sie ist verletzt worden, aber sie meint doch nicht ernsthaft, dass sie sich nie wieder verlieben wird. Sie wartet auf so einen ehrlichen, aufrechten Typen wie dich, der ihr den Glauben an die Liebe zurückgibt.«

Pommes seufzte. »Ich kann ihr keinen Glauben zurückgeben, den ich selber nicht habe.«

Er setzte erneut die Flasche an und ließ den Wein in sich hineinlaufen.

Dann stand er auf und sagte: »Die Kassette kannst du behalten. Darf ich dafür die Flasche mitnehmen?«

»Ja, klar. Du kannst auch hier pennen, wenn du nicht nach Hause willst.«

»Nee, lass mal. Bisschen Bewegung wird mir guttun. Aber morgen komme ich nicht in die Schule. Ich werde Magen-Darm haben.«

Es war eine gute Sache, dass wir jetzt alle achtzehn waren und unsere Entschuldigungen selber schreiben konnten.

Als Pommes weg war, drehte ich die Kassette hin und her.

Wirklich, die B-Seite war perfekt. Konnte man besser nicht machen. Ich machte die zweite Flasche Wein auf, schob das Band in das Kassettenteil meiner Anlage und spulte zurück. Dann saß ich in meiner mittlerweile komplett dunklen Bude, im schwachen Schein des Teelichtes in dem töneren Stövchen auf dem Tisch und hörte die Seite durch. Schon der Wechsel von *It ain't me Babe* zu *I'm not in Love* war super. Marilyn war danach ein interessanter Kontrapunkt. Und Dionne Warwick an Rainbow zu koppeln und die dann wieder an Pat Benatar – da war eine Meisterin am Werk.

Ich trank den Wein und dachte: Vielleicht gehe ich demnächst doch mal wieder in den *Eistreff*.

APRIL: AXEL

Irgendwann hatte Spüli angefangen, sich für Golf zu interessieren, also für den Sport, nicht das Auto. Mücke war voller Häme für diesen »Reiche-Leute-Scheiß«. Er sagte, das sei ein Rentnersport, bei dem man sich ja gar nicht richtig bewegen müsse, worauf Spüli meinte, da täusche er sich aber gewaltig, so eine Runde über achtzehn Löcher, die dauere Stunden, und man sei ständig unterwegs. Was Mücke zum Thema achtzehn Löcher sagte, muss man nicht unbedingt wiederholen.

Spüli hatte, wie wir alle, mittlerweile den Führerschein und fuhr regelmäßig zu einem Golfclub nach Wuppertal. In den Osterferien fuhr ich einmal mit, um ihm die Tasche zu tragen, als sein Caddy. Ich muss zugeben, dass auch ich so meine Vorbehalte hatte, was das Golfspielen anging, vor allem in Bezug auf die Leute, die diesen Sport betrieben, alte Anwälte in karierten Hosen und solariumgegerbte blonde Anwaltsgattinnen, die ihren Pferdeschwanz durch die Öffnung am hinteren Ende ihres Golfkäppis steckten. Als ich mit Spüli das erste Mal auf die Runde ging, musste ich feststellen: Die Klisches stimmten alle.

Wir liefen bergauf und bergab, und Spüli sagte mir, welchen Schläger ich ihm geben sollte, aber natürlich hatte ich keine Ahnung, und er grinste und nahm sich den richtigen. Den Driver erkannte ich irgendwann und den Putter natürlich auch, und als er sagte, er brauche das 5er Eisen, schlug ich ihm spaßeshalber das 6er vor. »Auch gut«, gab er zurück und brachte mit dem nächs-

ten Schlag den Ball aus dem Knick eines Doglegs fast bis aufs Grün.

Ich muss zugeben, dass Golf zu Spüli passte, zu seiner gepflegten Erscheinung, seinen Polohemden und Karottenhosen. Im Gegensatz zu den alten Anwälten sah er in einer karierten Hose überhaupt nicht lächerlich aus, sondern sogar ziemlich cool, denn er trug dieses Outfit mit einer lässigen, aber nie überheblichen Selbstverständlichkeit.

An einer der Bahnen fiel ihm der Ball in einen kleinen Teich, genauer gesagt rollte er nur ein kleines bisschen hinein, und anstatt den Ball aufzugeben, stieg Spüli in eine Regenhose und versuchte, das Ding da herauszuschlagen, auch wenn er ihn direkt neben dem Gewässer hätte *drop-pen* können. Dafür hätte er nur einen Strafschlag kassiert, was allemal besser gewesen wäre als die vier Schläge, die er brauchte, um aus dem Teich herauszukommen. Spüli meinte, wenn man es nicht versuche, dann lerne man es auch nicht.

Mir gefielen damals schon all die Fachausdrücke, die sich um das Golfspiel ranken. Das *Dogleg* etwa, also eine scharf nach links oder rechts abknickende Spielbahn. Das *Rough* für das hohe Gras neben den gemähten *Fairways*. Das *Birdie*, bei dem man einen Schlag weniger brauchte als für die Spielbahn vorgesehen, der *Eagle*, wenn man es zwei Schläge schneller schaffte, und vor allem der *Albatross*, wenn man ein Par-Fünf-Loch in zwei Schlägen schaffte, was natürlich ein Wahnsinn war. Spüli brauchte noch bei fast allen Löchern mehr Schläge, als es der Standard erforderte, das waren dann *Bogeys*, vor allem aber *Doppel-* und *Triple-bogeys*, aber das machte ihm nichts aus. Auf den anderen

Bahnen sahen wir manchmal Männer, die sich unglaublich aufregten und ihre Schläger in die Bahn hackten oder ihre Wut an irgendwelchen Zweigen ausließen. Auch Spüli hackte mal in die Bahn, aber eben nicht absichtlich. Der Fetzen, der dann durch die Gegend flog, hieß *Divot*, und es gehörte natürlich zur Golf-Etikette, dass man das Stück ordentlich wieder einsetzte.

Nach der Runde saßen wir im Clubhaus, in dessen Bar viel glänzendes Holz verbaut war. Am Fenster saßen an einem runden Tisch vier weißhaarige Männer, von denen immerhin zwei karierte Hosen trugen, die beiden anderen weiße mit Bundfalten. Der Barkeeper kam mir vage bekannt vor, er hatte dichte dunkle Locken, Spüli jedenfalls schien ihn sehr gut zu kennen, die beiden duzten sich und nannten sich beim Vornamen. Der Barkeeper hieß Axel, und er sagte Hans-Jürgen zu Spüli, was sonst nur unsere Lehrerinnen und Lehrer taten und natürlich Spüli Eltern.

Axel trug einen schwarzen Rollkragenpullover und schwarze Hosen. Spüli sagte, das sei der Gary-Player-Look, denn der südafrikanische Golfprofi war bekannt dafür, immer komplett in Schwarz zu spielen. Das hatte auch ich schon mitbekommen, denn Spüli hatte mir erst ein paar Tage zuvor ein Video mit den Höhepunkten aus soundso vielen Jahren British Open gezeigt, inklusive des legendär gewordenen Schlages, den Gary Player, dessen Ball irgendwann direkt an der Hauswand des Clubhauses lag, als Rechtshänder linkshändig und mit der Rückseite seines Schlägers hatte spielen müssen. Er hatte dann zwar noch zwei *Puts* gebraucht, das Turnier aber doch gewonnen.

Irgendwann ging ich zur Toilette, und als ich zurückkam, drückte mir Spüli seine Wagenschlüssel in die Hand und sagte, er wolle noch ein wenig bleiben, ob ich den Wagen mit zu mir nehmen könne, er würde ihn dann später bei mir abholen, ich solle nur weder meinen noch seinen Eltern etwas davon erzählen. Ich sagte, das sei kein Problem, seinen Eltern würde ich sowieso nicht über den Weg laufen, und da ich ja die eigene Mansarde unterm Dach hatte, konnte ich auch meinen ganz gut aus dem Weg gehen.

»Und wie kommst du zurück nach Bochum?«, fragte ich noch.

»Axel nimmt mich mit.«

Als ich im Auto saß, fiel mir auch wieder ein, wieso mir dieser Axel bekannt vorkam. Er war der Typ, der neben Spüli auf dem zugefrorenen Gondelteich im Stadtpark gestanden hatte, als Mücke die beiden beinahe umgefahren hatte.

Abends sah ich mir die Spätausgabe der Tagesschau an, in der gemeldet wurde, dass Bernhard Langer als erster Deutscher das Golf Masters Turnier in Augusta, Georgia, gewonnen hatte und jetzt das ikonische grüne Jackett des Masters-Siegers tragen durfte. Kurz danach klingelte es, und da ich vermutete, dass Spüli nur seinen Wagen abholen und sich so spät am Abend nicht mehr lange aufhalten wollte, brachte ich ihm den Schlüssel nach unten.

»Bernhard Langer hat das Masters gewonnen«, sagte ich.

»Ja«, antwortete Spüli. »Axel hat sich auch sehr gefreut.«

Er nahm seinen Autoschlüssel und wünschte mir eine gute Nacht.

vom *Wulacken* dicken Finger den Würfel behandelten. Es dauerte vielleicht drei Minuten, dann war er fertig.

»Ich find, da brauch man kein Abitur für!«

Ich nickte und sagte, er könne den Würfel behalten.

»Wieso?«, fragte Theo. »Jetzt stimmta doch!«

»Ja, aber man kann den ja auch wieder durcheinanderbringen.«

»Wieso?«, fragte Theo wieder.

»Um den dann wieder ordentlich zu machen.«

Theo legte die Stirn in Falten. »Datt is doch bescheuert!«

Er drückte mir den Würfel wieder in die Hand und machte mit der Säure weiter.

Ich sammelte die Flaschen ein, die hier draußen noch herumstanden, und stellte den Würfel wieder auf den Spülkasten. Vielleicht holte sich den jemand an meinem zwanzigsten Geburtstag wieder ab.

JULI: DIE ULLI

Tennis war nie ein Thema für mich gewesen. Ich hatte eine solide Ausbildung als Wiesenfußballer erhalten und spielte in der ersten Hälfte der Achtziger Hallenhandball, weil ein Freund mich einmal mit zum Training genommen hatte und ich dabeigeblichen war. Das erste Spiel, in dem ich eingesetzt wurde, verloren wir 1:34. Und ich war nicht derjenige, der den Ehrentreffer erzielte.

In der B-Jugend hatte ich meine beste Zeit, war Mann-

schaftskapitän und erzielte meine zwei Tore pro Spiel. Beim Tempogegenstoß war ich manchmal der Passgeber, weil ich lange Bälle besser draufhatte als der eine unserer beiden Torhüter. Meistens spielte ich auf Außen, ab und zu auch auf den Halbpositionen. Nur ein einziges Mal am Kreis, aber das war mir zu viel Eierkneiferei. Außerdem bekam ich keine Fallwürfe hin, weil die mich von der Koordination her überforderten: abspringen, ausholen, werfen, abstützen, abrollen. Die zwei- oder dreimal, die ich doch einen Fallwurf versuchte, warf ich aufs Tor und fiel dann einfach um wie ein gefällter Baum. In der A-Jugend wurde ich immer schlechter und hörte auf, um das Dartspielen anzufangen, aber das ist eine andere Geschichte.

Tennis war etwas für Jungs wie Spüli, aber der hatte sich ja für Golf entschieden. Es gab einen Jungen an unserer Schule, der von einer Profikarriere träumte und sogar Verträge mit den einschlägigen Firmen hatte, sodass er Schuhe, Schläger, Shirts und Hosen gratis bekam. Für einen Jungen aus meiner Gegend war Tennis ein Schnösel-sport. Aber dann kam Boris Becker und ein paar Jahre lang war Tennis beinahe cool.

Ich erlebte das legendär gewordene Finale des siebzehnjährigen Leimeners nicht vor dem eigenen Fernseher, sondern im äußersten Südosten Oberbayerns. Ich hatte mich in Ulrike, genannt Ulli, verknallt, und die besuchte im Juli ihren Bruder, der in Berchtesgaden wohnte.

Es waren Sommerferien. Das süße Nichtstun ließ mich noch mehr an die Ulli denken als sonst ohnehin schon. Da sie so weit weg war, gab es keine Möglichkeit, mich ihr zu offenbaren. Vor den Ferien hatte ich dazu nicht den Mut ge-

funden. Solche ungeklärten Situationen machen mich bis heute wahnsinnig. Also fasste ich den Beschluss, einfach nach Berchtesgaden zu fahren und mich der Ulli zu erklären, die dann ob der bezwingenden Romantik meiner Aktion unweigerlich in meine Arme sinken würde.

Zur Finanzierung der Fahrt wurde ich bei meinen beiden Ommas vorstellig. Der auf der väterlichen Seite der Familie erzählte ich was von Büchern, die ich unbedingt fürs Studium brauchte. Der anderen, deren Sprüche ich später schamlos beruflich ausschlichten sollte, sagte ich die Wahrheit. Obwohl sie siebenundvierzig Jahre mit meinem Oppa verheiratet sein sollte, hatte sie einen Sinn für Romantik, und gerade *weil* sie siebenundvierzig Jahre mit meinem Oppa verheiratet sein sollte, wusste sie, dass das Herz sich weidlich ausprobieren musste, bevor es sich festlegte.

Der Ulli sagte ich nichts, ich setzte mich einfach am Samstag in den Zug und fuhr los. Es dauerte ewig, aber dann war ich da und rief sie von einer Telefonzelle am Bahnhof aus an. Als ich sagte, dass ich die Ulli sprechen wollte, war ihr Bruder noch ganz freundlich, doch als ich etwa eine Viertelstunde später in seinen Passat stieg, sah das schon ganz anders aus. Die Ulli meinte, ich sei verrückt. Da sie dabei lachte, ging ich davon aus, gute Karten zu haben.

Die Laune von Ullis Bruder besserte sich nicht, als klar wurde, dass ich kein Geld für ein Hotel hatte und deshalb in seinem Gästezimmer übernachten musste. Darauf konnte ein leidenschaftlich Liebender allerdings keine Rücksicht nehmen.

Dann machten wir einen Spaziergang. Alles wie erwartet: schöne Berge, tolle Landschaft, gute Luft. Man ist ja in Süddeutschland sehr stolz auf diese Dinge, obwohl man dafür eigentlich nichts kann. Ich machte der Ulli klar, dass ich nicht allein für die schöne Landschaft und die gute Luft hergekommen war, und sie meinte, das habe sie schon geahnt. Mehr sagte sie vorerst nicht.

Am nächsten Tag war das Endspiel in Wimbledon, Boris Becker gegen Kevin Curren. Ich glaube, Ullis Bruder hielt aus Protest gegen meine Anwesenheit zu dem Südafrikaner, während es mich doch sehr überraschte, wie spannend Tennis sein konnte. Klar, ich hatte Björn Borg Wimbledon gewinnen sehen, so extrem ruhig und diszipliniert, dass sogar mein Oppa ihn hatte loben müssen, obwohl Borg Schwede war, während er dem cholerischen Genie eines John McEnroe ablehnend gegenübergestanden hatte. Nordische Disziplin gegen amerikanische Wildheit.

Ich glaube, im Laufe des Endspiels machte auch Ullis Laune eine deutliche Abwärtsbewegung durch, weil ich mich irgendwann mehr für den Leimener interessierte als für sie. Seine Aufschlagbewegung hat sich mir an diesem Nachmittag unauslöschlich eingebrannt: Er tippte den Ball zweimal auf, im leichten Ausfallschritt stehend, wippte zurück, wobei er den linken Vorderfuß leicht anhub, die Ferse blieb am Boden. Dann wippte er wieder nach vorn und berührte mit dem Ball den Rahmen seines Schlägers, hielt kurz inne, warf den Ball, bog den Oberkörper zurück, führte den Schläger hinter den Rücken und peitschte den Ball am höchsten Punkt ins Aufschlagfeld des Gegners.

Ich war so gebannt, dass die Ulli irgendwann sagte: »Nee, für die gute Luft bist du wirklich nicht hier.«

Und dann gewann er tatsächlich. Der erste Spitzensportler, der jünger war als ich. Er hatte Wimbledon, ich noch nicht mal Abitur.

In den nächsten Jahren waren wir Tennis- und Beckerfans. Es war dieses verzweifelte Leiden an sich selbst und den eigenen Fehlern, dieses kindliche Gequengel und diese von ebenso kindlicher Zuversicht getragene Überzeugung, dass kein Ball verloren ist, den man noch im Hechtsprung erreichen kann. Seine weiße Tenniskluft sah manchmal aus wie ein Fußballtrikot nach einem umkämpften Match. Ja, beim Davis Cupspiel gegen John McEnroe in Hartford, Connecticut, lief er nach epischen sechs Stunden und einundzwanzig Minuten mit der (West-)Deutschlandfahne durch die Halle. Aber er sagte auch mal: »Es ist Zufall, dass ich Deutscher bin.« Also nix, auf das man stolz sein müsste.

Mit der Ulli, man ahnt es, ist es nichts geworden. Jedenfalls nicht so, wie ich mir das im Juli '85 erhofft hatte. Aber fünfunddreißig Jahre später haben wir uns immer noch sehr lieb. Wimbledon in Berchtesgaden – der Beginn einer wunderbaren Freundschaft.